ISSN 0947-5435 E 12344

1/2015

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN

WARUM WIR UNSERE GESCHWISTER BRAUCHEN –

„LIEBESBRIEFE“ AN DIE CHRISTEN IM NAHEN OSTEN

EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

INHALT

Besinnung: Und wenn ich König wäre...? 2

„LIEBESBRIEFE“ AN DIE CHRISTEN IM NAHEN OSTEN

Wir verlören die Hoffnung auf einen freien Orient 4
Von Martin Tamcke

Ohne Wurzeln kann keine Pflanze überleben 6
Von Friederike Weltzien

Wir brauchen einander 8
Von Thomas Prieto Peral

Die Melodie des Glaubens bewahren 10
Von Janina Zang

Nur Narren in Christo verändern die Welt 12
Von Claudia Rammelt

Sie bleiben für die Zukunft des Irak 14
Von Simon Jacob

Weiter bewundern und staunen dürfen 16
Von Owe Boersma

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

Nachrichten 18

Kinder in Not kann man nicht abweisen 22
Ein Besuch im Vorschulprojekt im syrischen Tal der Christen

Solidarität über die eigenen Grenzen hinaus 24
Warum sich die EMS in Syrien für Binnenflüchtlinge einsetzt

Für eine Zukunft nach dem Bürgerkrieg 26
Zu den Syrienkonferenzen in Loccum und Tutzing

CHRISTEN UND DER NAHE OSTEN

Die Ökumene wird wiederbelebt 28
Der Nahöstliche Kirchenrat hat das Vertrauen seiner Geldgeber zurück

Medien 32

Impressum 33

Titelfoto: Der Heilige Menas an der Seite von Christus: „Ikone der Freundschaft“ von Janina Zang, nach einer koptischen Ikone aus dem 6. Jahrhundert. (www.janina-zang.de)

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Liebesbriefe“ an die Christen im Nahen Osten? Sie werden beim Titelthema des neuen Schneller-Magazins vielleicht stutzen. In kirchlichen Publikationen sind Liebesbriefe eine eher seltene Gattung. Angesichts der dramatischen Entwicklungen im Nahen Osten haben wir uns aber in der Redaktion gefragt: Was wäre eigentlich, wenn das nahöstliche Christentum tatsächlich eines Tages ausstirbt? Zum Glück ist dies eine hypothetische Frage und wir wollen keineswegs in den Chor der Schwarzseher einstimmen, die der Region bereits eine Zukunft ohne Christen prophezeien. Nein, es gibt sie noch, die Christen im Nahen Osten. Gott sei Dank!

Doch es werden weniger und für die, die bleiben, wird es immer schwerer, ihren Glauben lebendig und authentisch inmitten der humanitären Tragödie zu leben. Wir können nicht sagen, was die Zukunft bringt. Wir können aber darüber nachdenken, was auf dem Spiel steht. Was würden wir Christen im Westen verlieren, wenn die Schwarzseher Recht behielten? Diese Frage haben wir deutschen Autorinnen und Autoren gestellt, die auf unterschiedliche Weise mit den Christen im Nahen Osten verbunden sind. Herauskam eine Sammlung von persönlichen Antworten, aus denen ungemein viel Wertschätzung für das nahöstliche Christentum sprechen: „Liebesbriefe“ eben.

Wie immer erfahren Sie im neuen Schneller-Magazin aber auch einiges aus den Schneller-Schulen und aus dem EMS-Vorschulprojekt im syrischen Tal der Christen, das EMS-Generalsekretär Jürgen Reichel und EVS-Geschäftsführer Uwe Gräbe Ende letzten Jahres endlich einmal persönlich besuchen konnten. Mehrere Anläufe, zu den Partnern nach Syrien zu reisen, waren bisher immer an Visa-Problemen gescheitert. Positives gibt es auch vom MECC, dem nahöstlichen Kirchenrat zu berichten.

Im Namen des Redaktionsteams hoffe ich, dass Sie in diesem Heft viele lesenswerte Artikel finden und danke für Ihre Verbundenheit mit der Schneller-Arbeit.

Ihre

Katja Dorothea Buck

Katja Dorothea Buck

UND WENN ICH KÖNIG WÄRE…?

So wollest du deinem Knecht ein gehorsames Herz geben, damit er dein Volk richten könne und verstehen, was gut und böse ist.

(1. Könige 3,9a)

Kann ich einem Deiner Jungs zwei Fragen stellen?“, frage ich Elias, den Erzieher. „Ich bin dabei, meine erste Andacht vorzubereiten.“ Elias fragt in die Runde, wer mitmachen möchte. Und schon sitzen wir in der Sofaecke der Internatsgruppe, etwa ein Dutzend Augenpaare sind gespannt auf mich gerichtet. Ich glaube nicht, dass dieses Interesse tatsächlich meinen Fragen gilt. Die jungen Männer im Alter von 16 bis 19 Jahren sind vor allem neugierig auf die neue, deutsche Internatsleiterin.

„Welche verantwortungsvolle und einflussreiche Position würdet Ihr gerne innehaben, wenn Ihr Euch das aussuchen könntet? Und wenn Euch dann in dieser Rolle ein Wunsch freistünde – was würdet ihr euch wünschen?“ frage ich. Die Tageslosung soll die textliche Grundlage meiner Andacht bilden, und darin geht es um den jungen König Salomo. Das behalte ich aber vorerst für mich.

Im Vorfeld hatte ich mir Gedanken gemacht: War es fair, unseren Schneller-Schülern diese Frage zu stellen? Junge Menschen, denen wir hier beizubringen versuchen, dass die Berufsausbildung an der JLSS eine der wenigen Chancen für sie darstellt, Arbeit zu finden und ihr eigenes Geld zu verdienen? Unter meinen Gesprächspartnern sind fleißige, ernsthafte Schüler. Aber es gibt auch die, welche bereits Montagnachmittag „schwer erkrankt“ in meinem Büro stehen. Wenn sich das Woche für Woche wiederholt und sich die körperliche Verfassung außerhalb meines Blickfeldes immer schlagartig verbessert, zögert man mitunter, die Erlaubnis zu geben, nach Hause zu gehen. Dass sie einen der begrenzten Plätze im Internat erhalten haben, sollte sie doch eigentlich zu Bestleistung anspornen, denke ich.

Doch wenn die bisherige Biographie von Verlust, Ablehnung und dem Gefühl persönlichen Versagens geprägt war? Wenn keine Vorbilder im familiären Umfeld da sind? Wenn womöglich die Basis für Geborgenheit und Vertrauen ins Leben fehlt? Zudem leben wir in einem Land, in dem man eher nach dem Jetzt fragt, als die Zukunft zu planen – aus verständlichen Gründen. Im Libanon über Perspektiven zu reden, klingt oft so theoretisch… Die jungen Männer neben mir denken überhaupt nicht kompliziert. Es macht ihnen Spaß, sich leitende Positionen, Macht und Verantwortung vorzustellen. Manche Antworten sind vielleicht nicht ganz ernst gemeint, aber sie enthalten alle etwas, was zum eigentlichen Thema führt.

„Ich wäre gerne ein Bürgermeister. Mit meinem Wunsch würde ich alle Arten von Drogen abschaffen, und die ganze Stadt würde sauber und schön werden“, sagt einer. Ein anderer wäre gerne Internatsleiter. Aha!? Das erstaunt mich, die anderen Jungs amüsieren sich, als der junge Mann fortfährt: „Dann würde ich mir die Vollmacht wünschen, Erziehung und Schulbildung abzuschaffen – stattdessen:

Foto: WikiCommons

König Salomon, gemalt von dem armenischen Illustrator Malnazar

Absolute Freiheit für alle Kinder und Jugendlichen!“ Ich lache auch. Ein Junge möchte gerne Staatspräsident sein. „Ich wünsche mir, dass ich dann die berühmteste Person der ganzen Welt wäre!“ „Und ich wäre gerne der ‚Direktor der Welt‘“, meint ein weiterer. „Alle Welt würde mich dann respektieren und verehren.“

In der Abendandacht ein paar Tage später trage ich ein paar der Statements vor. Dann erzähle ich von einem jungen König, einem der mächtigsten Männer seines Teils der Welt. Unerfahren, noch ohne eigene Verdienste, vom Wohlstand verwöhnt. Lebensumstände, die mit den unseren nichts zu tun haben. Und dieser König bittet Gott um Weisheit, seiner Verantwortung gerecht zu werden.

Ich hoffe, dass die 130 Internatsschüler, die da vor mir in den Kirchenbänken sitzen, verstehen, was ich sagen will: Es kommt nicht nur auf die Ausgangssituation an. Verantwortung zu übernehmen, ist nicht nur dort eine Frage, wo sie vielleicht nie sein werden. In der Schneller-Schule vermitteln wir eine andere Botschaft: Im Zusammenleben kommt es auf jeden an. Und es macht einen großen Unterschied, mit welcher Motivation ich mich im Alltag einsetze. Geht es mir vor allem um meinen Vorteil oder frage ich Gott um Weisheit und Liebe für meine Mitmenschen?

Die Verantwortlichen und Mitarbeiter der Schule tun viel dafür, den Kindern Wertschätzung und Gerechtigkeit vorzuleben. Sie berufen sich als Christen auf die Bibel, suchen eine Sprache, die Menschen anderen Glaubens nicht bedrängt. Sicherlich stoßen wir dabei auch immer wieder an unsere Grenzen. Zum Glück ist da aber noch die Weisheit Gottes – wenn nicht mal Salomo sich zu schade war, darum zu bitten…

Dorothee Beck

WIR VERLÖREN DIE HOFFNUNG AUF EINEN FREIEN ORIENT

Seit 1975 haben die orientalischen Christen einen festen Platz in meinem Denken, Leben und Handeln. Als Zwanzigjähriger besuchte ich eine Verwandte in Jerusalem und kam erstmals in Kontakt mit orthodoxen Christen, etwa dem rum-orthodoxen Bischof von Tiberias, der ein leidenschaftlicher Ikonenmaler war. Er verhalf mir zu meiner Erstbegegnung mit Ikonen. Groß hing in seinem Arbeitszimmer aber auch ein Bild des jordanischen Königs. Das war für ihn selbstverständlich. Israelis empfand er als unrechtmäßige Besetzer und den jordanischen König dem Christentum gegenüber aufgeschlossener als die israelische Regierung. Ich fing in mehrfacher Hinsicht an zu lernen.

In Jerusalem feierte ich das Osterfest mit den syrisch-orthodoxen Christen in der Grabeskirche. Ein Mönch des syrisch-orthodoxen Markusklosters hatte mich dazu eingeladen. Er bemühte sich hingebungsvoll um mich, lud mich zum Tee ein und erklärte mir seine Kirche. Zum ersten Mal hörte ich die mir noch fremden Klänge syrisch-orthodoxer Liturgie. Wir verstanden uns auch spirituell. Der Mönch kam aus dem Tur Abdin in der Südosttürkei. Ich folgte seiner Empfehlung und reiste dorthin, auch in das Kloster, aus dem er stammte: Mor Gabriel bei Midyat. Ich lernte umgehend Syrisch.

Warum dieser Rückgriff auf meine ersten Erlebnisse mit orientalischen Christen vor vierzig Jahren? Weil ich ein ungutes Gefühl habe, wenn ich so schreiben würde, als käme es bei der Frage nach der Zukunft des Christentums im Nahen Osten nur darauf an, Solidarität zu zeigen. Das habe ich immer getan und werde es auch weiterhin tun. Ich habe aber auch erlebt, was Rudolf Strothmann schon in den 1930er Jahren angesichts der Massaker gegen Gläubige aus der Apostolischen Assyrischen Kirche des Ostens (den sogenannten Nestorianern) nicht ohne Zynismus kommentierte: Ökumenische Solidarität gefalle sich zuweilen in lautstarken Worten; schnell würden die Kirchen aber wieder zum Alltag übergehen und die Opfer vergessen.

Strothmann sollte Recht behalten: Kaum einer erinnert sich heute noch an die Vorgänge von damals, als dem assyrischen Patriarchen die irakische Staatsangehörigkeit aberkannt wurde und eine der ältesten Kirchen der Welt endgültig daran gehindert wurde, in ihre Heimat in der Südosttürkei (im Hakkari-Gebirge) zurückzukehren. Offenbar verlangte die Realpolitik mehr das Arrangement mit dem neuen irakischen Staat als das Mitgefühl, Mitgehen und Einstehen für eine in diesem Staat des Vorderen Orients ungeliebte Bevölkerungsgruppe.

Ich lernte die Enttäuschungen und Ängste orientalischer Christen im Blick auf den Westen kennen. Ich lernte aber auch den Orient in seiner religiösen Vielfalt kennen, gerade außerhalb des Islam. Sie ist heute so kaum noch erlebbar: Die Juden sind aus diesen Ländern fast ganz verschwunden; die Bahais werden verboten, Jezidis und Mandäer werden, wo nur möglich, verdrängt. Das Christentum aber

Foto: Tamcke/Gernot Wießner

Getauft wurden am Tur Abdin in den 1970er Jahren noch viele Kinder. Heute leben nur noch etwa 2000 Christen in dieser Region in der Südosttürkei.

ist noch da, auch wenn es immer weniger werden. Bei meinem ersten Besuch im Tur Abdin lebten dort vielleicht 150.000 syrisch-orthodoxe Christen. Heute sind es noch rund 2.000.

Das hört sich entmutigend an, wenn allein die Zahlen bestimmen sollen, ob es sich das Engagement für unsere Geschwister im Orient lohnt. Wir müssen es aber anders sehen: Noch können die Jahrtausende christlicher Tradition im Orient leben, noch können sie im Sinne multireligiöser Öffnung wirken, können ein Spiegelbild des in dieser Region oft kaum gespiegelten Islam sein. Solche Spiegelungen sind notwendig, weil sie blinde Flecken verhindern. Kein noch so guter akademischer Dialog könnte sie ersetzen. Das Entscheidende an der christlichen Präsenz im Nahen Osten ist, dass durch sie der Islam nicht von außen, etwa von Europa aus, gespiegelt wird, sondern von innen aus dem gemeinsam bewohnten Kulturraum.

Wenn es im Orient keine Christen mehr gäbe, würden wir natürlich auch das Christentum an den Ursprungsstätten unserer Religion verlieren. Viel schlimmer ist aber, dass wir mit ihnen auch die Hoffnung auf einen Orient verlören, der anders sein kann, als er sich heute darstellt, der Minderheiten schützen und die Vielfalt der Religionen fördern kann. Für mich sind die Christen im Orient die Hoffnungsträger. An ihrer Existenz wird sich erweisen, was es mit dem politischen Wandel in dieser Region auf sich hat. Ihr Ende wäre für mich das Ende meiner Hoffnungen für einen freien Orient. An ihnen halte ich fest gegen alle Unkenrufe.

Martin Tamcke ist Professor für Ökumenische Theologie und Orientalische Kirchen- und Missionsgeschichte an der Georg-August-Universität in Göttingen.

OHNE WURZELN KANN KEINE PFLANZE ÜBERLEBEN

Die Ikone mit der arabischen Mutter Gottes begleitet mich. Sie hat einen ruhigen Blick, eigentlich nicht streng, aber doch dem Alltag enthoben in ihrer Würde. Die Frau, die verehrte, hochverehrte Mutter. Nicht das tröstlich fraulich-nahe Vertraute ist es, was mich an ihr anzieht, nicht die warme Mütterlichkeit, sondern hier schaut eine, die Himmel und Erde kennt und verbindet. Gold ist der Hintergrund, der warm entgegenstrahlt, Himmelskönigin.

Die Originalikone hängt in der kleinen Kapelle des rum-orthodoxen Klosters Balamand neben zahlreichen anderen Ikonen aus dem 18. Jahrhundert aus Aleppo. So auch der heilige Simeon, ein Säulenheiliger. Um seine Säule herum entstanden damals ein wunderschöner achteckiger Bau, das Octogon, eine große Kirche mit Klosteranlage und Baptisterium nordöstlich von Aleppo. Auf der Ikone sieht man eine lange Schlange Pilger auf dem Weg zum heiligen Simeon, sogar Abgesandte des Kaisers Konstantin sind darunter, die ihn um Fürbitte und Rat fragen.

Vom Simeonskloster sind heute nur noch Überreste zu besichtigen. Wie es jetzt von den kriegerischen Auseinandersetzungen aktuell betroffen ist, weiß ich nicht. Es war ein Ort an den sich die Menschen aus Aleppo gerne zurückzogen, zum Picknicken, zum Blumenpflücken im Frühjahr, zur Erholung. Als meine Eltern in Aleppo lebten, fuhr auch meine Mutter immer wieder dorthin, wenn ihr der Lärm und der Staub der Stadt zu viel wurden. Gibt es Orte, an denen Weisheit spürbar werden kann, als könnte man sie mit Händen greifen?

Foto: Weltzien

Simeon, der Einsiedlermönch, der versuchte durch Selbstkasteiung Gott besonders nahe zu kommen, auf der Säule dem Himmel näher sein wollte, hat einen Geist der Offenheit und Toleranz entwickelt. Am Octogon befanden sich acht Torbögen zu acht kleinen Kapellen und über jedem Tor ist ein anderes Kreuz in den Stein gehauen – acht der damals bekannten christlichen Kirchen vereinigten sich in diesem Bau. Dennoch werden sie sich unterschieden haben in ihrer Symbolik und Liturgik und den verschiedenen Glaubenssätzen. Vielleicht der erste ökumenische Rat der Kirchen?

Balamand hatte übrigens eine der berühmtesten Bibliotheken des Nahen Ostens, mit unzähligen wertvollen Handschriften. Als die Kreuzritter aus dem Westen kamen und auch gegen die Byzantinische Kirche zu Felde zogen, wurde Balamand gewaltsam erobert, vieles zerstört und diese wertvolle Bibliothek in Brand gesetzt.

Wohin sollen wir schauen, wir im Westen geprägten Christen? Unsere Traditionen haben sich weit entfernt von den Ursprüngen, den Anfängen, den Wurzeln des Christentums. Die orientalische Kultur, die Landschaft, die Verhaltensweisen der Menschen im Orient stehen in einem ganz anderen lebendigen Zusammenhang mit den Bildern und Geschichten unserer Bibel. Wenn wir lernen könnten, Jesus zu sehen, wie er in unseren Evangelien beschrieben ist, wäre er uns hier sehr fremd, während er dort wahrscheinlich kaum auffiele. Er würde dabeisitzen beim nachbarlichen Plausch am Abend, von einem Haus zum anderen gehen, überall willkommen sein. Er würde eintreten in die geöffneten Türen, die man noch heute jedem Fremden gerne öffnet, den man nicht mit „Guten Tag“ begrüßt, sondern gleich mit einem „Herzlich Willkommen“ einlädt einzutreten. Auffallen würde er aber in der Radikalität seiner Botschaft. Wer würde heute den Weg der Gewaltlosigkeit mit ihm gehen wollen im Nahen Osten?

Für mich ist in dieser Umgebung, aus der die Geschichten stammen, die Bibel in ihrer Bildersprache lebendig geworden. Die arabischen Christen in all ihrer Verschiedenheit halten ein Erbe lebendig, an dem wir uns „orientieren“ können. Als ich vor einigen Jahren in Zypern auf der Synode der arabischen evangelischen Kirchen als offizielle Vertreterin der Evangelischen Kirche in Deutschland ein Grußwort sprechen sollte, sagte ich in tiefster Überzeugung, dass von der Zukunft der arabischen Kirchen, von der weiteren Existenz dieser Kirchen auch die Zukunft unserer Kirchen im Westen abhinge. Denn ohne Wurzeln könne keine Pflanze überleben.

Friederike Weltzien ist Pfarrerin bei Stuttgart. Von 1999 bis 2008 hat sie zusammen mit ihrem Mann die deutschsprachige Gemeinde im Libanon und Syrien betreut.

WIR BRAUCHEN EINANDER

Es war eine kleine Sensation und ein Zeichen der Hoffnung: Im nordirakischen Dohuk sollte im Sommer 2014 erstmals ein ökumenischer Gottesdienst stattfinden, mit allen am Ort beheimateten Kirchen und unserer Besuchsgruppe bayerischer Lutheraner. Wir waren gekommen, um den Flüchtlingen aus Mosul unsere Unterstützung zuzusichern und den Kirchen Mut zuzusprechen. Die Idee, einen wirklich ökumenischen Gottesdienst mit uns zu feiern – was es im Irak bisher so nicht gegeben hatte – kam von den lokalen Kirchen. Wenige Stunden vor Beginn des Gottesdienstes erging die Bitte an unsere Gruppe, einer von uns möge die Predigt halten. Es gab etwas Unruhe und Unsicherheit und einer der Lutheraner fragte: Warum hat uns das niemand früher gesagt, jetzt kann man sich ja gar nicht mehr vorbereiten. Ein Iraker erwiderte daraufhin: Es war doch frühzeitig – normalerweise klären wir so etwas in der Sakristei.

Das westlich-evangelische und das orientalische Christentum sind in der Tat verschieden. Solche kleinen Begebenheiten verdeutlichen das mehr als jede theologische Synopse. Aber als Lutheraner, der nun schon viele Jahre mit Christen des Orients zusammenarbeitet und deren Länder kennt, möchte ich die Begegnung mit dem Glauben des Ostens nicht mehr missen. Kaum irgendwo sonst ist mir so deutlich geworden – trotz oder gerade wegen der Fremdheit der Kirchen dort, dass der Leib Christi wirklich aus verschiedenen Gliedern besteht. Aber alle diese Glieder gehören zusammen.

Wir brauchen einander, weil wir sehr verschieden mit dem Heiligen Geist rechnen. Gerade dies ist ein Zeichen für die Unberechenbarkeit des Geistes. Dem Lutheraner ist das Studium der Schrift wichtig. Dort rechnet er mit dem Wirken des Geistes. Der orientalische Christ sieht den Geist immer und überall am Werk. Die liturgische Gelassenheit und das große Gefühl von Vertrauen und Gemeinschaft, die daraus entstehen, sind immer wieder einladend und eindrucksvoll.

Wir brauchen einander, weil wir das gleiche Evangelium in sehr verschiedenen Kontexten verkünden. Gott wurde Mensch und gab sein Wort in unsere Welt, damit es jede Lebenswirklichkeit erhellt. Orientalische Christen leben derzeit aus dem Evangelium in schwerster Verfolgung, sie hören den Zuspruch des Wortes Gottes als Flüchtlinge und Entwurzelte. Was sie glauben und suchen, was sie verkünden und feiern ist zweifellos Teil des lebendigen Leibes Christi. Ich wünsche mir noch viel mehr junge Studierende aus diesen Lebenskontexten an unseren evangelischen Fakultäten – wo mir manchmal zu sehr die theologische Selbstbeschäftigung mit dem westlichen Individualismus im Zentrum steht.

Wir brauchen einander, weil wir unsere Kirchen sehr unterschiedlich organisieren und doch alle Kirche sind. Ich hatte schon wunderbare Diskussionen mit Freunden aus dem Orient über die Frage, welche Instanz mir als Christ Richtschnur ist. Die Bibel und mein Gewissen, sage ich. Der Bischof, sagen Orientalen. Die Gespräche, die sich daraus entspinnen, lohnen immer und führen tief in die verschiedenen Lebenswelten. Es ist nicht immer leicht, einander anzunehmen, weil sich doch die

Foto: Thomas Prieto Peral

Auch wenn es viele Unterschiede in Theologie und Liturgie gibt – es ist das gleiche Evangelium, das verkündet wird.

unterschiedlichen kulturellen Prägungen deutlich zeigen. Der Habitus eines orientalischen Bischofs bleibt Evangelischen meist fremd, aber wenn man sich nur ein wenig öffnet und die Bedeutung dieses „Rollenspiels" in den Gesellschaften versteht, wird man einander bald vertraut.

In Dohuk wurde es dann ein schöner Gottesdienst, mit viel Gesang und einer wunderbaren, persönlichen und inspirierenden Predigt. Als hätte der Heilige Geist die Regie übernommen, fügte sich alles ineinander, die jungen Lieder der assyrischen und syrisch-orthodoxen Kirche, die archaischen Gesänge der Armenier und eine Predigt über die Tageslosung der Herrnhuter. Es war, als griffen verschiedene Gaben ineinander und fügten sich zu einem Ganzen. Geflohene Christen aus Mosul, ansässige Christen aus Dohuk und reisende Christen aus Bayern wurden eins. Am Ende stand das Gebet für den Schutz vor der Verfolgung und das Überleben der Kirchen des Orients. Ich trage es seither im Herzen – sie gehören zum Leib Christi wie ich, und „wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit." (1. Kor 12,26)

Thomas Prieto Peral ist Referent für Ökumene und Weltverantwortung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Er verantwortet unter anderem die Nahost-Arbeit der bayerischen Landeskirche.

DIE MELODIE DES GLAUBENS BEWAHREN

„Majestas Domini“ von Janina Zang nach einer Vorlage des zeitgenössischen russischen Ikonenmalers Archimandrit Zenon

Bei einem meiner vielen Besuche in Gaza gab mir Suhaila Tarazi folgende Worte mit auf den Weg: „Der arabische Christ kann ein Mediator sein zwischen Juden und Muslimen, dem Westen und dem Nahen Osten. Das Christentum steht für Liebe und Frieden für alle Menschen. Aber wir befürchten, dass Jesus bei seiner Rückkehr nicht einen einzigen Christen mehr vorfinden wird. Die Kirchen des Westens sollten uns einheimischen Christen helfen, hier zu bleiben, denn wir sind ein gutes und wichtiges Beispiel für gelebtes Christentum. Wir sind hier, um zu helfen. Aber wo bleibt das Gewissen der wahren Christen in dieser Welt? Es ist sehr finster hier! Ich sehe keine Hoffnung! Die Lage hat sich so verschlimmert, dass ich sie mit Worten nicht mehr beschreiben kann!“

Die orthodoxe palästinensische Christin Suhaila Tarazi leitet das Al-Ahli-Arab-Krankenhaus, das einzige christliche Krankenhaus in Gaza. Suhaila und ihre Mitarbeiter verkörpern gelebtes Christentum. Tagtäglich steht sie mutig für ihre Überzeugung ein, dass es gerade in den schwierigsten Zeiten wichtig ist, für andere da zu sein und für alle Patienten – ungeachtet ihres religiösen oder politischen Hintergrundes – zu sorgen. Das Gebot Christi gibt ihr offenbar eine unerschütterliche Kraft, durchzuhalten. Selbst als der letzte

Gaza-Krieg fast jede Hoffnung zerstörte, blieb Suhaila, obwohl ihr eigenes Leben dabei auf dem Spiel stand.

Diesen Mut und diese Selbstlosigkeit vermisse ich oft bei uns Christen im Westen. Wir suchen nach Freiheit und Unabhängigkeit, als eine christliche Gemeinschaft begreifen wir uns aber nicht wirklich. Unser Glaube ist manchmal oberflächlich, selbstbezogen, gespalten, leicht beinflussbar und von Bequemlichkeit durchdrungen Nicht selten scheitert er an schwierigen Aufgaben wie zum Beispiel der aktuellen Flüchtlingskrise. Wir sind erschüttert angesichts des Leidens von Kindern und Familien in Palästina, der Ukraine, im Irak, in Libyen, Syrien, Ägypten und anderen Ländern der Welt – und doch schauen wir oft tatenlos zu.

Für orientalische Christen ist Christsein eine Identität, für die sie bereit sind, große Risiken einzugehen. Ihr Glaube führt sie über sich selbst hinaus, lässt sie menschlich und selbstlos handeln. Ihr Glaube ist selbstbewusst und stark, auch bei Flucht und Vertreibung. Die Christen des Nahen Ostens sind wichtige Mediatoren zwischen Juden und Muslimen und anderen religiösen Gemeinschaften. Ohne ihre vermittelnde, versöhnende Rolle würden sich Krisen- und Kriegssituationen oft noch weiter zuspitzen. Sie unterhalten zahlreiche pädagogische, karitative, soziale und medizinische Einrichtungen, die Menschen aller Religionen und besonders den Armen und Benachteiligten offen stehen.

Viele orientalische Christen sind mehrsprachig und gehören der akademischen Ober- oder Mittelschicht an. Als Vordenker und Politiker haben sie manchen Ländern des Nahen Ostens zu ersten modernen Gesellschaftsordnungen verholfen. Gleichzeitig blicken sie auf eine ununterbrochene 2000 Jahre lange Tradition zurück. Wunderbare Kirchen, Fresken und Ikonen sind entstanden, die in den Herzen der Menschen einen „Instinkt des Glaubens“ (Papst Franziskus) wachrufen und die Sehnsucht nach Gott wecken.

Ich bin in der ehemaligen DDR aufgewachsen. Durch die Schönheit und Ausdruckskraft der ostkirchlichen Ikonen habe ich zum christlichen Glauben gefunden. Ihnen verdanke ich meinen Beruf des Ikonenschreibens, den ich in Jerusalem erlernt habe. Es schmerzt mich, wenn heute zum Beispiel in syrischen Kirchen Ikonen zerstört und die Augen und Gesichter auf den Fresken herausgeschlagen werden. Mit der Vertreibung der Christen werden auch ihre Kirchen und ihre über Jahrhunderte entstandene christliche Kunst verschwinden. Ohne die Schönheit ihrer liturgischen Kunst aber wird es unseren Herzen an Inspiration fehlen. Die innere Melodie unseres Glaubens wird immer leiser und unsere Erinnerung an das Paradies immer schwächer werden.

Wenn wir zulassen, dass die orientalischen Christen ihre Heimatländer verlassen müssen und die christliche Tradition im Nahen Osten ausstirbt, dann steht uns Christen im Westen vielleicht bald schon ein ähnliches Schicksal bevor. Wir werden nicht nur die Vielfalt unserer christlichen Tradition verlieren, sondern auch unsere spirituelle Identität und Heimat, unsere Sicherheit und letztlich unsere Hoffnung auf Frieden für alle Menschen.

Janina Zang ist Ikonenmalerin und lebt bei Aschaffenburg. Die Künstlerin hat über die ostkirchlichen Ikonen zum christlichen Glauben gefunden. (www.janina-zang.de)

NUR NARREN IN CHRISTO VERÄNDERN DIE WELT

Gerhard Hauptmann lässt in „Der Narr in Christo“ seine Romanfigur, den schlesischen Tischler Emanuel Quint, durch das Deutschland des 19. Jahrhunderts reisen. Es war das Zeitalter der industriellen Revolution mit einer fest gefahrenen Staatskirche. Quint war ergriffen von einer unbändigen Liebe zum Gottessohn, die ihn schließlich glauben ließ, er sei selbst Christus. Seine Mitmenschen betrachteten ihn als Narren. Doch das sei gleich vorweg gesagt: Auch Jesus Christus wurde als Narr verhöhnt und verspottet. Und der Apostel Paulus spricht in seinem Brief an die Korinther von der christlichen Existenz als Narrenexistenz (1. Kor. 1,23). Christ sein, heißt auch Narr sein.

Menschen in Syrien und im Libanon haben sich mir oft als Christen vorgestellt. „I am a Christian.“ Beim ersten Hören hat mich das irritiert. Ich komme aus Ostthüringen, wo sich nur zwölf Prozent einer Kirche zugehörig fühlen. Im Nahen Osten habe ich gelernt, dass die Religion und die stetige Auseinandersetzung mit der eigenen Glaubensüberzeugung fundamental zur Identität dazu gehören. Für die Menschen dort kann diese Identität im Zweifelsfall sogar über Leben und Tod entscheiden – vor allem dann, wenn Vernarrtheit zu Fanatismus wird. Dass der Grat zwischen beiden nicht immer einfach auszuloten ist, zeigen die jüngsten Ereignisse: unter den Opfern der fanatischen Anhänger des Islamischen Staates und anderer Terrorgruppen sind viele Muslime.

„Narren in Christus“ bin ich im Nahen Osten immer wieder begegnet. Auf vielfältige Weise verleihen sie der unbequemen Botschaft des Evangeliums Ausdruck: mit ihren Traditionen, ihrem liturgischen Reichtum und ihrem sozialpolitischen Engagement. Der maronitische Student beispielsweise spricht authentisch über seinen Glauben. Ich begegne einer tiefen inneren Frömmigkeit. Syrisch-orthodoxe Christen setzen sich bewahrend für ihre Sprachtraditionen ein, und unermüdlich ist der Eifer eines jungen evangelischen Kollegen, eine Schule zu bauen. In ihrer Art, ihren Glauben zu bezeugen, sind sie für das Christentum einzigartig; vor allem aber geben sie den Gesellschaften vor Ort ein unverwechselbares Gesicht. Alle wissen nämlich, dass der Nahe Osten ein anderer ohne die Christen wäre. Der christliche Glaube ist Teil der Pluralität der Region. Die Auseinandersetzung mit dem anderen ist unabdingbar und stellt gerade deswegen religiösen Fanatismus in Frage. Auch demokratische Aufbrüche gegen totalitäre Regime sind keine Anfrage, sondern eine Notwendigkeit. Sie sind Ausdruck der grundlegenden Überzeugung des Evangeliums Christi.

Zurück zu Emanuel Quint: Seine tiefe Ergriffenheit war den Menschen um ihn herum fremd geworden; sie verstanden ihn nicht. Sie wollten die radikale Botschaft des Evangeliums nicht hören. Wahrscheinlich war er derjenige, der im weiteren Romanverlauf oberhalb einer Berghütte in den Schweizer Alpen gefunden wurde, erfroren im Schnee, ein Blatt Papier in der Hand haltend auf dem geschrieben stand: Das Geheimnis des Reiches Gottes? Der Autor lässt seine Romanfigur scheitern. Hatte der Naturalist Hauptmann den Glauben daran verloren,

In der orthodoxen Ikonographie werden Narren in Christo nackt oder in Lumpen gehüllt dargestellt – hier der Heilige Andreas von Konstantinopel, der nach seiner Bekehrung zum Christentum im 10. Jahrhundert sein Leben auf der Straße verbracht haben soll.

dass die Botschaft vom Reich Gottes wirklich noch einen fruchtbaren Boden findet?

Skeptiker prophezeien heute das Ende der christlichen Präsenz im Nahen Osten und die Entwicklungen scheinen ihnen Recht zu geben. Im vom Terror geprägten Islamischen Staat haben religiöse Minderheiten keinen Platz mehr, um ihre Narrenfreiheit zu leben und zu gestalten. Die Verzweiflung ist groß. Wir hören von zerstörten Kirchen in Homs, von Christen auf der Flucht aus dem kriegszerstörten Aleppo oder dem belagerten Kessab.

Doch das Kreuz Christi und auch Quints Zettel mit der Frage nach dem Reich Gottes geben ein Vermächtnis mit auf den Weg: Wir sollen nicht am Fragezeichen ohne Antwort stehen bleiben, sollen nicht aufhören, nach Antworten zu suchen. Im Scheitern am Kreuz Christi liegt der Anfang einer Hoffnung: nicht Tod und Ende, sondern Leben und Zukunft. Dies verlangt von einer religiösen Gemeinschaft viel ab, die sich in der Minderheit befindet. Aufbrüche gegen und mit Mehrheiten zu arrangieren, ist eine immense Herausforderung. Innere Ängste und starr gewordene Haltungen zu überwinden, erfordert kritische Selbstreflexion. Doch gerade die Narrenexistenz in Christo ermöglicht uns, nicht am Fragezeichen zu verzweifeln. Getragen von der christlichen Hoffnung und Liebe können wir weiter den Gesellschaften in Ost und West ein unverwechselbares Gesicht geben. Denn nur Narren in Christo verändern die Welt.

Claudia Rammelt ist promovierte Theologin und arbeitet unter anderem im geschäftsführenden Ausschuss von SiMO mit.

SIE BLEIBEN FÜR DIE ZUKUNFT DES IRAK

Ausgerechnet im Irak, genauer gesagt in Erbil im Dezember 2014, haben mir, dem Europäer, zwei junge Christen erklärt, worin sie den Wert der Meinungsfreiheit sehen. Überraschenderweise brachten sie als Beispiel die antiislamischen Proteste in Deutschland ins Spiel. Offenbar beobachtet die Bevölkerung im Nahen Osten diese Entwicklungen in der deutschen Gesellschaft aus verschiedenen Perspektiven und macht sich Gedanken über Demokratie und Meinungsfreiheit.

Savina ist 25 Jahre alt. Sie hat ihren Master in Wirtschaft gemacht und arbeitet bei einem deutschen Großkonzern in Erbil. Ehrenamtlich kümmert sie sich intensiv um die vielen Flüchtlinge, die aus der Ninive-Ebene vor der Barbarei des Islamischen Staates geflohen sind. Savina kennt das Gefühl von Flucht und Vertreibung. Auch wenn sie nur noch schemenhafte Erinnerungen hat, weiß sie, wie ihre Eltern während des Zweiten Golfkriegs (1990/91) vor Saddams Bombardement gegen die kurdische Bevölkerung in ein Flüchtlingslager in den Iran in der Nähe von Urmiah geflohen sind. Entbehrungen und Verzweiflung prägten diese Zeit ihres Lebens. Gesundheitlich ging es ihr, dem Baby, nicht gut und die Mutter musste immer wieder fürchten, dass sie die Strapazen nicht überleben würde. Viele andere Kleinkinder hatten in den Wirren des Krieges aufgrund der medizinischen Unterversorgung ihr Leben lassen müssen. Der Vater galt als verschollen.

Nashwan ist 23 Jahre alt und arbeitet als Designer. Für ihn sind Flucht und Verfolgung ebenfalls ein immer wiederkehrendes Element in seiner Familiengeschichte. Seine Vorfahren flohen während des Genozids an der christlichen Bevölkerung zwischen 1915 und 1918 vom Osmanischen Reich in den heutigen Irak. Nashwan ist in Mosul aufgewachsen, musste aber vor einigen Jahren seine Heimatstadt verlassen. „In den Jahren 2007 und 2008 war es in Mosul besonders schlimm“, sagt er. Auf junge Christen sei eine regelrechte Hetzjagd gemacht worden. „Ich selbst bin ins Visier extremistischer Kräfte geraten, die mich entführen wollten.“ Aller Wahrscheinlichkeit nach um ihn vor laufender Kamera zu enthaupten – eine perverse Marketingstrategie der Al-Qaida im Irak, einem Vorläufer des heutigen IS, mit der damals schon die Christen erfolgreich in Angst und Schrecken

Nashwan und Savina wissen, warum sie im Irak bleiben wollen.

Foto: Simon Jacob

versetzt wurden. Die meisten verließen Mosul sofort, wenn man ihnen Video-Kopien dieser brutalen Perversion zukommen ließ, in der vermummte Gestalten unter Allahu-Akbar-Schreien einem jungen Menschen langsam und kaltblütig den Kopf von den Schultern trennen. Ein muslimischer Freund warnte ihn rechtzeitig. Ihm ist zu verdanken, dass Nashwan noch fliehen konnte, bevor es zu spät war.

Safina und Nashwan sind beide Bürger dieses von Zerrissenheit geplagten Landes. Beide können im Irak nicht ohne weiteres auf die Straße gehen. Überall lauern Gefahren. Trotzdem interessiert sie, was in Deutschland gerade passiert. Ich erkläre ihnen, dass es sich bei den Pegida-Demonstrationen um islamophobe und teilweise rechte Veranstaltungen handelt, die sich gegen unser Verständnis eines multiethnischen Wertesystems richten. Safina zieht die Augenbrauen hoch, denkt einen Moment nach und fragt: „Ist es nicht Teil des europäischen Wertesystems, dass die Menschen frei und ohne Angst gegen eine Sache demonstrieren können, auch wenn Teile der Gesellschaft dieser Sache nicht unbedingt Sympathie entgegenbringen?“

Nun muss ich nachdenken. Nashwan errät offenbar meine Gedanken und weckt mich mit dem Satz auf, dass Demokratie da anfängt, wo ein Mensch sich frei äußern kann, ohne Gefahr zu laufen, gefoltert oder umgebracht zu werden. Denn einen offenen Diskurs zu führen, in respektabler Haltung gegenüber dem Mitmenschen, ist der einzige Weg, um Konflikte friedlich aus der Welt zu schaffen.

Als religiöser Mensch bin ich kein Freund satirischer Blätter, die zum Beispiel Jesus in ein krampfhaft lächerliches Bild verpacken. Als Bürger einer Demokratie habe ich dies aber zu ertragen. Denn eine freie und demokratische Gesellschaft gewährt mir auch das Recht, gegen dieses Bild friedlich zu demonstrieren, sofern mir danach ist.

Ich verstehe jetzt besser, warum eine junge Generation Christen, gut ausgebildet und verankert in ihrem Glauben und der Tradition, gewillt ist, im Irak zu bleiben. Sie wollen dieses für uns so normale Recht im eigenen Land verankern in der Hoffnung, dass dies ihre Zukunft und die Zukunft aller Minderheiten im Irak sichert.

Simon Jacob ist Vorsitzender des Zentralrats orientalischer Christen in Deutschland.

WEITER BEWUNDERN UND STAUNEN DÜRFEN

Eigentlich ist es unvorstellbar und doch muss angesichts der aktuellen Entwicklungen im Nahen Osten ein Gedanke zu Ende gedacht werden: Was würden wir Christen im Westen eigentlich verlieren, wenn tatsächlich – wie immer wieder zu hören ist – eines Tages die christliche Tradition im Nahen Osten abreißen würde? Vermutlich würden viele in Europa gar nicht realisieren, welche Tragik das für uns alle darstellen würde. Die breite Masse hält die Region ja sowieso für die Weltgegend, in der nur arabische Muslime leben.

Die Vielfalt der Völker und Kulturen hat den arabischen Raum aber über Jahrtausende geprägt. Würde die Gesellschaft im Nahen Osten tatsächlich nur noch aus Muslimen bestehen, dann wäre auch das Gespür für ein gutes Zusammenleben, für die gegenseitige Bereicherung für immer verloren. Die Christen würden nicht mehr die Gesellschaft, die Kultur und die Politik des Nahen Osten mitgestalten. Die Erinnerung daran, dass sie zum Beispiel Anfang des 20. Jahrhunderts zusammen mit anderen den Traum eines selbstbewussten, arabischen Nationalismus träumten, würde vollends verblassen.

Ohne die nahöstlichen Christen würden die Orte, an denen das Christentum entstand, nur noch Museen. So unvorstellbar ist das gar nicht: In der Türkei ist es bereits der Fall. Orte, die das Christentum insgesamt geprägt haben, sind nur noch Grabsteine einer spirituellen Vergangenheit, Museen ohne Menschen und Leben. Genauso würde es mit der Erinnerung an die ersten Einsiedler und Klostergemeinschaften in der Geschichte des Christentums gehen: Wir würden vergessen, wie das christliche Mönchtum in der Wüste von Syrien und Ägypten entstanden ist.

Und was würde ich persönlich vermissen, wenn der letzte Christ aus dem Libanon geflohen ist und die Türen der Grabeskirche in Jerusalem und der Geburtskirche in Bethlehem für immer geschlossen werden? Das ist völlig unvorstellbar! Und doch ist es in Mosul schon passiert, in Basra, in Bagdad, und fast auch schon in Homs, Aleppo und Damaskus. Ich habe einige Jahren in Ägypten gelebt und gearbeitet. Auch dort würde ich so viel vermissen, wenn es am Nil keine Christen mehr gäbe. Mir würde die koptisch-orthodoxe Kirche fehlen mit ihrer tiefen Frömmigkeit, die auf mich so fremd wirkt. Ich könnte mich nicht mehr so heilsam reiben an dem Märtyrer-Selbstverständnis dieser 2000 Jahre alten Kirche. Mir würde diese tief-menschliche Verwurzelung der Kopten mit dem Nil, dem Land und den Menschen fehlen. Ich möchte mir nicht vorstellen, dass ich eines Tages nicht mehr mit koptischen Gläubigen gemeinsam staunen kann beim heiligen Baum in Zeitun, wo die heilige Familie Wunder geschehen ließ. Ich will mich auch weiterhin auf ein Klappstühlchen neben der Kirche in Assiut setzen können und mit Menschen darüber ins Gespräch kommen, wie sich denn nun genau Maria beim Kirchturm offenbart hat.

Ich will auch weiterhin in Gemeinden gehen können, die nicht größer sind als Hausgemeinden und trotzdem mit Beharrlichkeit ein Gesundheitszentrum für Arme und eine voll ausgebaute Sekundarschule betreiben, auf die fast nur muslimische

Foto: Katja Buck

Die Erinnerung an die geschichtlichen Wurzeln wachhalten – z.B. in der Eremitenklause des Heiligen Bischoi (320-417 n.Chr.) im Wadi Natrun in Ägypten

Studierende gehen. Oder die kleine Kirche besuchen, die voll und ganz auf die Ausbildung der jungen Generation setzt und die nicht aufgibt, obwohl die jungen Leute, wenn sie einmal ausgebildet sind, sobald wie möglich auswandern. Auch die Spannungen, die verständlicherweise zwischen der Diaspora und denen bestehen, die trotz allem bleiben, würden fehlen. Ich möchte weiterhin in Demut staunen können über Menschen, die ständig unter einer Diktatur leben und trotzdem aus dem Evangelium Mut schöpfen und Gemeinschaft stiften.

Wenn das Christentum im Nahen Osten eines Tages wirklich zu Ende ginge, würde für mich als westlichen Christen die schwierige, aber sehr wichtige Auseinandersetzung mit einer Tradition wegfallen, die mir einerseits so fremd ist, andererseits aber so authentisch auf mich wirkt. Diese Auseinandersetzung zwingt mich zu der Frage, wie weit ich mich von dieser Tradition entfernt habe und was ich auf diesem Weg verloren habe. Unbewusst wird im Westen gerne angenommen, dass die eigene Art zu glauben die einzig Richtige ist. Das nahöstliche Christentum, das so selbstbewusst und authentisch seinen Glauben lebt, stellt diese enge Selbstwahrnehmung immer wieder heilsam in Frage. Und das brauchen wir.

Owe Boersma ist Nahost- und Afrika-Referent im Evangelischen Missionswerk Deutschland (EMW).

Pfarrer Khalid Freij (rechts) zusammen mit dem EVS-Vorsitzenden Pfarrer Klaus Schmid sowie Cathrin Kaufmann und Christine Grötzinger von der EMS.

AUF EINEM GUTEN WEG

Amman (TSS/EVS). „Wer leitet die Theodor-Schneller-Schule denn nun?!“ Immer wieder haben uns Freundinnen und Freunde in den vergangenen Monaten diese Frage gestellt. In der Tat war es nicht leicht, in Jordanien eine kompetente Leitung für die Einrichtung zu finden. Jetzt ist die TSS offenbar aber auf einem guten Weg.

Nach dem Weggang von Direktor Ghazi Musharbash im Dezember 2013 hatte der örtliche Verwaltungsrat unter der Leitung von Bischof Suheil Dawani zunächst ein vorläufiges Management-Komitee eingesetzt. Dazu gehörten der Anstaltspfarrer Khaled Freij, der Finanzfachmann des Verwaltungsrats, Ibrahim Shaddad, sowie der Verwaltungsmitarbeiter Qusei Haddad. Dieses Komitee hat in der Zwischenzeit hervorragende Arbeit geleistet – insbesondere bei der Analyse der schwierigen finanziellen Situation.

Im vergangenen Jahr hat sich immer deutlicher abgezeichnet, dass der Anstaltspfarrer Khaled Freij bei den Mitarbeitenden und Partnern der TSS großes Ansehen und Respekt erworben hat und fast schon das „Gesicht der Einrichtung“ geworden ist. Er macht seine Sache sehr gut und leitet deswegen die Anstalt jetzt als Direktor. Zwar kann der Bischof ihn aufgrund eines erheblichen Pfarrermangels in der Diözese noch nicht ganz von den pfarramtlichen Aufgaben in seiner Gemeinde in Zarka freistellen, weswegen ihm Ibrahim Shaddad und Qusei Haddad auch weiterhin bei der Leitung der TSS zur Seite gestellt sind. Ende Mai 2015 werden aber voraussichtlich zwei junge Theologen der Ortskirche ihre Ausbildung abschließen und können dann im Gemeindedienst eingesetzt werden. Dieser Schritt dürfte Freij die Möglichkeit geben, sich ab diesem Zeitpunkt ganz und gar seinen Aufgaben als Direktor zu widmen. Zu seinem neuen Amt gratulieren wir ihm bereits jetzt herzlich!

Khalid Freij hat bereits Beachtliches geleistet. Gemeinsam mit seinen beiden Kollegen aus dem Management-Komitee legte er bei der Sitzung des Verwaltungsrats im Dezember in Amman, an der auch Klaus Schmid und Uwe Gräbe teilnahmen, einen ausführlichen Bericht vor. Die Schülerzahlen konnten im vergangenen Jahr deutlich gesteigert werden. 194 Schülerinnen und Schüler besuchen jetzt die Tagesschule; 162 das Internat. Mit 34 Schülerinnen stellen die Mädchen jetzt 21 Prozent der Bewohnerschaft des Internats. Das zweite Gebäude des Mädcheninternats wurde renoviert und neu gestrichen. Ebenso wurde das Lehrlingswohnheim renoviert, neue Betten und Wasserboiler für alle Internatsgebäude wurden angeschafft. Außerdem wurde eine ganze Palette zusätzlicher Aktivitäten von Sport über Umweltschutzmaßnahmen bis hin zu kulturellen Events ins Leben gerufen.

Besonders hervorzuheben ist dabei die enge Zusammenarbeit des Direktors mit dem Erziehungsleiter Bishara Tannous und der Leiterin der Tagesschule Khalida Messarweh. Erstmals wurde eine Eltern-Lehrer-Vereinigung gegründet, die alle pädagogischen Aktivitäten inhaltlich begleitet. Neue Schülerkomitees kümmern sich jetzt um Anliegen wie den Debattierklub oder auch Alltagsprobleme zwischen Internatsschülern und Erziehern. Auch der Seilgarten wird jetzt wieder von der TSS selbst verwaltet. Für das kommende Jahr ist geplant, ein stärkeres Augenmerk auf die psychologische Betreuung von Schülerinnen und Schülern mit diversen Problemen zu legen; auch der Sport soll eine wichtigere Rolle erhalten wie zum Beispiel durch die Wiederherrichtung der Gerätesporthalle.

KAPELLENMÖBEL AUS DEM LIBANON

Stuttgart/Khirbet Kanafar (EVS/EMS). Ein besonderes Weihnachtsgeschenk erhielt die Geschäftsstelle der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) im vergangenen Dezember: Nach etlichen Renovierungsmaßnahmen in den vergangenen Monaten war der Wunsch entstanden, eine „richtige“ Kapelle im Haus einzurichten. Für die Mittagsgebete sollte ein Ort entstehen, der zur Sammlung und zum Zwiegespräch mit Gott einlädt. Aber wo sollten die Möbel gekauft werden?

Schnell fiel die Wahl auf die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Liba-

Die neuen Hocker stammen aus der Werkstatt der JLSS. Heute stehen sie in der Kapelle der EMS-Geschäftsstelle in Stuttgart.

non: Mit viel Liebe stellten die beiden Ausbilder in der Schreinerei zusammen mit ihren Lehrlingen den Altar, das Lesepult, Gesangbuchregale und Gebetsschemel aus massivem Holz her. Im Container wurden sie dann nach Deutschland verschifft. Jetzt stehen die Kapellenmöbel aus der JLSS unter dem schmiedeeisernen Kreuz, welches vor vielen Jahren in der Metallwerkstatt der Theodor-Schneller-Schule in Jordanien angefertigt wurde – als sichtbares Zeichen der Zusammengehörigkeit in der internationalen EMS-Gemeinschaft.

Übrigens: Die Schreinerei der JLSS nimmt gerne weitere Aufträge dieser Art aus Deutschland an. Für die hohe Qualität (Massivholz!) ist der Preis solcher Holzarbeiten günstig. Teuer ist allein der Transport vom Libanon nach Deutschland, der nur in kompletten Containern durchgeführt werden kann. Je besser ein solcher Container gefüllt ist, desto günstiger wird es letztendlich. Für Einzelstücke lohnt sich der Aufwand daher nicht. Falls aber eine Kirchengemeinde interessiert sein sollte, ihre Kapelle ebenfalls mit Möbeln aus dem Libanon bestücken zu lassen, dann bringen wir Sie gerne mit der JLSS in Kontakt!

ZUM ERZBISCHOF ERNANNT

Jerusalem (EVS). Die Synode der anglikanischen Kirchenprovinz von Jerusalem und dem Mittleren Osten hat im Oktober dem Jerusalemer Bischof Suheil Dawani für die Dauer seiner Amtszeit den Titel eines Erzbischofs verliehen. Die Kirchenprovinz besteht aus den vier Diözesen (Bistümern) „Iran“, „Ägypten und Nordafrika“, „Zypern und Golfstaaten“ sowie „Jerusalem“, zu der die Länder Israel, Palästina, Jordanien, Libanon und Syrien gehören. Bislang trug nur der vorsitzende Bischof der Kirchenprovinz – momentan der Bischof von Ägypten und Nordafrika, Dr. Mouneer Hanna Anis – den Titel eines Erzbischofs. Um die einzigartige Bedeutung Jerusalems zu würdigen, hat die Synode der Kirchenprovinz nun zusätzlich Suheil Dawani zum Erzbischof ernannt.

Die Jerusalemer Diözese ist eine EMS-Mitgliedskirche und hat die Trägerschaft der Theodor-Schneller-Schule in Jordanien inne. Wir gratulieren dem Anglikanischen Erzbischof in Jerusalem, the Most Reverend Suheil Dawani, aus diesem Anlass ganz herzlich!

STIFTERREISE ZU DEN SCHULEN

Stuttgart (EVS). Die *Schneller-Stiftung – Erziehung zum Frieden* möchte allen Stifterinnen und Stiftern die Möglichkeit geben, sich selbst ein Bild von der Arbeit der beiden Schneller-Schulen zu machen. Wir planen derzeit eine **Stifterreise vom 21. bis 30. November 2015** und hoffen, dass sich die Lage im Nahen Osten bis dahin so beruhigt hat, dass diese Reise in den Libanon und nach Jordanien möglich ist. Wenn Sie Interesse haben oder weitere Informationen brauchen, melden Sie sich bitte bei Ursula Feist, 0711/63678-39 oder email: feist@ems-online.org. Anmeldeschluss ist der 30. April 2015.

AN ALLE DIEJENIGEN, DENEN DIE SYRIENHILFE VON EMS UND EVS AM HERZEN LIEGT

Die Not der Menschen in Syrien, der Flüchtlingskinder und der alleinerziehenden Mütter hat Sie nicht kalt gelassen. Dafür sind wir unendlich dankbar! In den vergangenen Wochen und Monaten bin ich vielen Menschen begegnet, die ein echtes, mitmenschliches Interesse an den Projekten gezeigt haben, welche wir mit unseren lokalen Partnern in Syrien und dem Libanon durchführen. So viel wurde für diese Projekte gebetet, so viel wurde gespendet, und immer wieder wurde ich gefragt, wo man noch helfen kann.

Wenn tatsächlich all die Spendenzusagen, die wir auch aus den verschiedenen Kirchen der EMS-Gemeinschaft erhalten haben, gehalten werden, dann sind die Projekte bis 2016 schon fast (!) finanziert. Viel fehlt nicht mehr!

Ich schreibe Ihnen dies, um vor allem auf eines hinzuweisen:

All die Hilfen für Flüchtlingskinder und Flüchtlingsmütter, die wir mit Ihrer Unterstützung im Nahen Osten jetzt durchführen, wären nicht möglich, wenn es dort nicht stabile Schneller-Schulen gäbe, von denen diese Hilfe immer wieder ausgeht.

Das Team der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon leistet in dieser Hinsicht Großartiges, und auch die Theodor-Schneller-Schule in Jordanien ist auf einem guten Weg, sich zu stabilisieren. An beiden Schulen geht es darum, die Schwächsten aufzunehmen. Beide Schulen geben Kindern, die oftmals traumatische Erfahrungen hinter sich haben, ein liebevolles Zuhause und gute Bildung.

Dabei sind beide Schulen weiterhin auf unsere Unterstützung angewiesen!

Wenn Sie also überlegen, wie Sie Kinder im kriegsgeschüttelten Nahen Osten am besten unterstützen können, dann bitte ich Sie ganz herzlich darum, Ihre Spende mit dem ganz allgemeinen Verwendungszweck „Schneller-Schulen" zu überweisen. So geben Sie uns die Möglichkeit, Ihre Gabe dort einzusetzen, wo es im Bereich dieser Schulen am nötigsten ist. Das kann heute die Aufnahme von Flüchtlingskindern sein – und morgen die Verbesserung der Arbeit an den Internaten für alle.

Natürlich nehmen wir auch weiter gerne gezielte Spenden für syrische Flüchtlingskinder und -Mütter im syrischen „Tal der Christen" und an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule an. Denn: „Fast finanziert" ist noch nicht „ganz finanziert". Aber Sie würden unsere Arbeit sehr erleichtern, wenn Sie uns nach Ihrer Spende nun auch Ihr Vertrauen schenken: Ihr Vertrauen, dass wir jede Spende zugunsten der Schneller-Schulen für diejenigen Kinder im Nahen Osten einsetzen, deren Not am größten ist.

Für dieses Vertrauen danke ich Ihnen im Namen der uns anvertrauten Kinder schon jetzt ganz herzlich!

Ihr

Uwe Gräbe
EVS-Geschäftsführer und
EMS-Nahost-Verbindungsreferent

KINDER IN NOT KANN MAN NICHT ABWEISEN

Ein Besuch im Vorschulprojekt im syrischen Tal der Christen

Anfang Dezember haben Uwe Gräbe und der EMS-Generalsekretär Jürgen Reichel die neue Vorschule in Kafroun besucht. Mit der finanziellen Unterstützung der EMS-Gemeinschaft bekommen dort täglich fast 50 Kinder Unterricht und ein warmes Essen. Alle sind mit ihren Familien seit Jahren auf der Flucht vor dem Krieg.

Kurz vor dem Städtchen Safita biegen wir rechts ab nach Kafroun, einem kleinen Dorf. Die Mitarbeitenden und Kinder begrüßen uns herzlich. Gerade erst ist die in der Vorschule von einem großen Hotel in ein kleineres Büro- und Appartement-Gebäude gezogen, wo die Miete günstiger ist. Wände wurden in einen größeren Saal eingezogen und liebevoll bemalt. So sind mehrere Klassenzimmer entstanden für eine Krippen-, eine Kindergarten- und eine Vorschulgruppe.

Im Kindergarten liegen bunte Plastikbausteine auf dem Tisch; einige Mädchen bauen gerade eine Kegelbahn. Die Vorschulkinder nebenan lernen gerade fleißig Englisch. Sie stehen auf, als wir den Raum betreten. „Good morning! How are you?", rufen sie im Chor.

Alle Kinder sind Binnenflüchtlinge. Die meisten stammen aus Homs; andere kommen aus Hama, Aleppo und weniger bekannten Orten, die der Krieg zerstört hat. Viele Kinder haben Familienangehörige verloren. Eine Mitarbeiterin erzählt von ihrem sechsjährigen Sohn. Oft schreie er nachts im Schlaf, wenn er sich an die Kämpfe in Homs erinnere.

Auch fast alle Mitarbeitende in der Vorschule sind Binnenflüchtlinge. Nach dem Verlust der Heimat sind sie oft buchstäblich ins Nichts gefallen. Jetzt können sie sich wieder ein kleines Gehalt verdienen. Pfarrer Ma'an Bitar und seine Frau Ghaouf Hanna aus Mhardi sind der eigentliche Motor des Projekts. Regelmäßig nehmen sie die mühsame Anreise auf sich. Sie erwirken Passierscheine, diskutieren mit den Soldaten an den Checkpoints und beschwichtigen die lokalen Behörden. Für die ist ein solches Projekt mitten im Bürgerkriegsland suspekt.

Langsam verstehen wir, warum Pfarrer Ma'an mehr Personal eingestellt hat, als ursprünglich geplant war. Eine Erzieherin hat einen Universitätsabschluss in englischer Literatur, eine andere hat Wirtschaftswissenschaften studiert. Nur die dritte Erzieherin und die Direktorin sind ausgebildete Pädagoginnen. Doch die fehlenden Pädagogik-Diploma machen die anderen durch ihr unglaubliches Engagement wett.

Die Köchin hat vorher in einem Luxushotel in Aleppo gekocht. Jetzt bereitet sie in Kafroun die Schulspeisung zu. Natürlich könnte sie das alleine schaffen. Aber Pfarrer Ma'an hat ihr eine Assistentin an die Seite gestellt, die auch das Gebäude sauber hält. So ist noch jemand in Lohn und Brot und kann Hoffnung schöpfen. Das Essen an der Schule ist vorzüglich. An diesem Mittag gibt es Kubbe, mit Hackfleisch gefüllte Teigtaschen, dazu Joghurt und viel Salat, zum Nachtisch noch Obst vom Bauern nebenan. Die Kinder kommen aus Flüchtlingsfamilien, in denen die

Die Vorschule ist eine Oase, in der alle – Kinder und Erwachsene – neue Hoffnung schöpfen können.

Not so groß ist, dass das Geld für eine tägliche warme Mahlzeit nicht reicht.

Die Bevölkerung im Tal der Christen hat sich durch den Zustrom der Binnenflüchtlinge vervierfacht. Und obwohl die staatlichen Schulen im Schichtbetrieb unterrichten, haben viele Kinder keinen Zugang zu einer Bildungseinrichtung. Ursprünglich war das Vorschulprojekt in Kafroun für dreißig Kinder geplant. Mittlerweile sind es 45 oder 46 Kinder. Im Projektantrag stand davon nichts. Doch es fällt so schwer, Kinder, die in Not sind, abzuweisen.

Der Bedarf wäre groß, das Vorschulprojekt noch einmal zu erweitern. Vorerst geht es aber darum, die Arbeit organisatorisch auf sichere Füße zu stellen. Die junge, neue Buchhalterin will sich darum kümmern, dass die Verwendung der Spendengelder für die Freunde und Unterstützer in der internationalen EMS-Gemeinschaft transparent dargestellt werden. Das ist auch für Habib Badr eine Erleichterung. Er ist Leitender Pfarrer der Evangelischen Kirche von Beirut, einer EMS-Mitgliedskirche, die für das Projekt maßgeblich die Verantwortung trägt.

Die Vorschule ist eine Oase, in der alle – Kinder und Erwachsene – neue Hoffnung schöpfen. Wie aber wird es in Syrien weitergehen? Die Kinder in der Vorschule im Tal der Christen sind zu gleichen Teilen Christen und Muslime. Alawiten und Sunniten leben und lernen gemeinsam mit christlichen Kindern. Als sie uns zum Abschied zuwinken, sehen wir nicht die Angehörigen unterschiedlicher Religionsgemeinschaften. Wir sehen ganz einfach Kinder, 45 oder 46 glückliche Gesichter.

Uwe Gräbe

SOLIDARITÄT ÜBER DIE EIGENEN GRENZEN HINAUS

Warum sich die EMS in Syrien für Binnenflüchtlinge einsetzt

Es gibt viele Gründe, sich nicht langfristig im unsicheren Bürgerkriegsland Syrien zu engagieren. Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) und der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) tun es trotzdem – mit gutem Grund.

Das syrische Flüchtlingsdrama beschäftigt die EMS-Gemeinschaft schon seit langem. Dabei ist keine der 28 Mitgliedskirchen oder Missionsgesellschaften in Syrien beheimatet. Bei der EMS-Missionsratssitzung 2013 zeigte Dr. Habib Badr, Leitender Pfarrer der Nationalen Evangelischen Kirche in Beirut, aber auf, wie eng ineinander verschlungen die Verhältnisse zwischen Syrien und seinen Nachbarländern sind und wie stark sich das syrische Flüchtlingsdrama zum Beispiel auf den Libanon und Jordanien auswirkt, wo zwei EMS-Mitglieder tätig sind. Der Missionsrat beauftrage daraufhin die EMS-Geschäftsstelle, zusammen mit den Kirchen in der Region nach Möglichkeiten zu suchen, wie die internationale EMS-Gemeinschaft sich solidarisch zeigen kann. Bald war die Idee geboren, eine Vorschule im syrischen Tal der Christen zu gründen.

Es gibt sicher viele Gründe, sich derzeit nicht in Syrien zu engagieren. Zu unsicher sind die Zukunftsperspektiven, zu unübersichtlich sind die Interessen der in Kämpfen verstrickten Akteure. Schnell kann ein gut gemeintes Projekt zum Zankapfel und zwischen den Fronten aufgerieben werden. Die EMS hat aber zusammen mit dem EVS den Hilferuf gehört. Das ist christlich und füllt den programmatischen Namen „Evangelische Mission in Solidarität“ aus. Solidarität endet nicht an den eigenen Grenzen. Mission ist ein Sich-führen-Lassen, wo keine Wege vorgezeichnet sind.

Das Schulprojekt in Kafroun ist Teil der Reifeprüfung der neuen EMS geworden. Es führt die Mitglieder der Gemeinschaft stärker zusammen, als andere Projekte in der EMS das tun. Fast die Hälfte der Mitgliedskirchen und -vereine haben Zuschüsse gegeben, mitunter beträchtliche Summen. Die evangelische Kirche in Japan etwa hat die Schule als das Jahresprojekt seines Kindergottesdienstes festgelegt. Beide koreanische Mitgliedskirchen haben der Vorsitzenden des EMS-Missionsrats, Pfarrerin Marianne Wagner, ansehnliche Schecks übergeben, als der Missionsrat im Frühjahr 2014 zu seiner Sitzung in Südkorea zusammentrat. Und

indonesische Kirchen haben Überweisungen an die Geschäftsstelle genauso getätigt wie die deutschen Mitgliedskirchen, die den Löwenanteil der Finanzierung übernommen haben.

Es lag also nahe, den Generalsekretär der Evangelisch-Presbyterianischen Synode in Syrien und dem Libanon, Pfarrer Fadi Dagher, zur Mitgliederversammlung der EMS im November 2014 nach Arnoldshain einzuladen und ihn zu einem Bericht über die Lage in Syrien zu bitten. Einer der Pfarrer dieser Kirche, Ma'an Bitar, betreut das Projekt zusammen mit seiner Frau Ghaouth Hanna von ihrer eigenen, 70 km entfernten Gemeinde in Mhardi und der dortigen Schule aus. Dieser Bericht war, wie schon der von Habib Badr eineinhalb Jahre zuvor, ein geistliches Ereignis. Er spiegelte wider, dass Geisteskraft und Geistesgegenwart nötig sind, um nicht vor dem Schrecken des Krieges und des blindwütigen Fundamentalismus zurückzuweichen. Er machte klar, dass die EMS in Syrien auf Hoffnung hin sät und durch äußere Umstände zu Abbrüchen und Neuanfängen gezwungen werden kann. Habib Badr hält das Projekt für wegweisend. Denn es setzt auf Bleiben. Es ist interreligiös angelegt – die Kinder kommen aus alawitischen, sunnitischen, drusischen und christlichen Familien. Es gibt Flüchtlingen Arbeit. Nicht zuletzt setzt es auf Bildung, die wichtigste Waffe gegen verbohrten Fundamentalismus.

Foto: EMS/Corinna Waltz

Der EMS- Missionsrat

Der Einsatz der EMS-Gemeinschaft im Nahen Osten hält sich von jeglicher Heiligen-Land-Romantik fern. Er tut, wozu die Umstände ihn treiben und folgt der Nüchternheit des Schneller-Vereins. Er ist langfristig angelegt und lässt sich von der Einschätzung der Mitgliedskirchen in der Region leiten. Er gibt ihre Stimme weiter, wie dies zum Beispiel in dem gemeinsamen Schreiben von Leitenden Geistlichen der deutschen Mitgliedskirchen an die Bundeskanzlerin im September 2014 geschehen ist. Jochen Cornelius-Bundschuh (Baden), Martin Hein (Kurhessen-Waldeck), Frank Otfried July (Württemberg), Christian Schad (Pfalz) und Frieder Vollprecht (Brüderunität) bitten darin Angela Merkel unter anderem darum, den dringenden Hilferuf, den die evangelischen Kirchen im Nahen Osten im Sommer in alle Welt schickten, zu beachten und „alle diplomatischen und ökonomischen Mittel zu nutzen, um den Geld- und Waffenfluss an die ISIS und andere extremistische Gruppen zu unterbinden". Mission in Solidarität heißt für uns auch politischer Einsatz.

Pfarrer Jürgen Reichel,
EMS-Generalsekretär

FÜR EINE ZUKUNFT NACH DEM BÜRGERKRIEG

Zu den Syrienkonferenzen in Loccum und Tutzing

Foto: EMS/Uwe Gräbe

Perspektiven für die Zeit nach dem Bürgerkrieg bietet das EMS-Projekt der Vorschule im Tal der Christen.

Mit der menschlichen Katastrophe, die sich momentan vor unseren Augen in Syrien und dem Irak abspielt, haben sich in den vergangenen Monaten mehrfach auch die Evangelischen Akademien befasst. Und manches Mal war, neben vielen anderen Akteuren, auch das Nahost-Referat der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) an solchen Begegnungen beteiligt.

Anfang November fand eine gemeinsame Tagung der Evangelischen Akademie und des Auswärtigen Amtes in Loccum statt. Noch einmal sollte der Versuch unternommen werden, Vertreter der syrischen Zivilgesellschaft und der demokratischen Opposition untereinander sowie mit Nahostexperten und Vertretern deutscher, in Syrien engagierter Nichtregierungsorganisationen ins Gespräch zu bringen, um Perspektiven für eine Zukunft des Bürgerkriegslandes zu gewinnen.

Grundvoraussetzung war ein gänzlich vertraulicher, geschützter Rahmen. Alle Anwesenden waren zu dieser geschlossenen Veranstaltung persönlich eingeladen worden. Zwei Journalisten nahmen allein in ihrer Funktion als Experten für Syrien daran teil – nicht jedoch als Berichterstatter. Und das war auch gut so – fanden sich unter den Teilnehmenden doch sowohl Vertreter der etablierten Kirchen aus den vom Regime kontrollierten Teilen Syriens als auch Angehörige der syrischen nationalen Koalition im Ausland.

Immer wieder wurde um eine gemeinsame Position gerungen: Während die einen nachdrücklich die Einrichtung einer Schutzzone für Christen in Syrien forder-

ten, konterten die anderen mit einer Gegenfrage: „Wenn ich als Christ einen besonderen Schutz vom Westen für mich einfordere – wie kann ich dann eines Tages wieder mit den Muslimen zusammenleben, für die ich keinen vergleichbaren Schutz angemahnt habe?“

Dass das Zusammenleben von Christen und Muslimen Grundvoraussetzung für eine mögliche Friedenslösung ist, darüber waren sich die Teilnehmenden aus Syrien in der Tat einig. So wehrten sie sich auch energisch gegen einige Ausführungen deutscher Nahost-Experten, die eine Kantonisierung Syriens als unausweichlich darstellten.

Interessant war in dieser Hinsicht auch das Statement eines Bischofs: „Wir haben nicht Angst um die Zukunft der Christen in Syrien, sondern wir haben Angst um die Zukunft Syriens ohne die Christen.“ Um einen Staat vorzubereiten, in welchem der „Konfessionalismus“ überwunden sei, gehe es bereits jetzt darum, zivile Strategien zu entwickeln, „um Menschen, die schuldig geworden sind, zur Rechenschaft zu ziehen, ohne sie zu verurteilen“.

Einen ganz anderen Weg ging der „Politische Club“ der Evangelischen Akademie Tutzing nur anderthalb Wochen später. Unter dem Thema „Israel, Syrien, Ukraine. Wie ist ein stabiler Frieden möglich?“ war diesmal eine möglichst zahlreiche Teilnehmerschaft eingeladen. Und zu diesem Zweck hatten die Veranstalter, Dr. Günther Beckstein und Udo Hahn, etliche bekannte Fachleute ins Boot geholt. Unter dem Stichwort der Menschenwürde als Ausgangspunkt aller politischen Überlegungen votierte Entwicklungsminister Gerd Müller für eine „wertebezogene Entwicklungspolitik“. Bei allen generellen Erwägungen zur Flüchtlingsaufnahme in Deutschland sei Syrien gesondert zu betrachten, da die Nachbarländer Syriens trotz innerer Probleme bereits die Hauptlast geschultert hätten. Norbert Röttgen als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages hingegen erläuterte das strategische Interesse der Weltgemeinschaft, im Nahen Osten eine Trennung zwischen djihadistischen Sunniten und nicht-terroristischen Sunniten herbeizuführen. Denn ohne einen enormen Einsatz von Sunniten aus der Region werde sich der „Islamische Staat“ nicht überwinden lassen. Es war immer wieder berührend zu erleben, wie positiv auf diesen Konferenzen von allen Beteiligten das Engagement von EMS und EVS im Nahen Osten aufgenommen wurde: Hier besteht ein enormer Vertrauensvorschuss, der uns eine Verpflichtung ist!

Uwe Gräbe

INFO

Die Evangelische Akademie plant zusammen mit dem EMS-Nahostverbindungsreferat eine Konferenz vom 3. bis 5. Juli 2015. Thema soll das Verhältnis von Zivilgesellschaft und Staatlichkeit sein. Staaten zerfallen, andere werden am Entstehen gehindert – welche zivilgesellschaftlichen Handlungsoptionen ergeben sich daraus lokal, regional und international? Zwar sollen Israel/Palästina und Syrien geographische Schwerpunkte solcher Überlegungen sein. Die Konferenz will aber auch einen größeren Bogen schlagen zwischen den Ländern des Nahen Ostens, in denen die Probleme und Perspektiven oft sehr ähnlich sind. Eingeladen sind alle Interessierte. Weitere Informationen unter

www.ev-akademie-boll.de

DIE ÖKUMENE WIRD WIEDERBELEBT

Der Nahöstliche Kirchenrat hat das Vertrauen seiner Geldgeber zurück

Vor sechs Jahren war der Middle East Council of Churches (MECC) bereits totgesagt. Wegen anhaltender Misswirtschaft hatten sich alle westlichen Geldgeber zurückgezogen. Mit schlankeren Strukturen und einem neuen Profil gilt der Kirchenrat bei westlichen Hilfswerken nun wieder als förderungswürdig.

Gute Nachrichten aus der nahöstlichen Ökumene haben eher Seltenheitswert. Wer sich ein bisschen bei den Geschwistern im Orient auskennt, weiß, wie dünn das Eis der kirchlichen Zusammenarbeit sein kann. In den letzten Jahren war ausgerechnet der MECC dafür das beste Beispiel. Über Jahre hin hatten die großen Mitgliedskirchen den regionalen Kirchenrat eher stiefmütterlich behandelt. Jeder war sich selbst der nächste und pflegte unabhängig von den anderen Kirchen vor Ort seine Kontakte im In- und Ausland. Das ökumenische Desinteresse schlug sich unter anderem in den Mitgliedsbeiträgen nieder. Nur drei Prozent des MECC-Gesamtbudgets kam von den nahöstlichen Kirchen. Den großen Rest zahlten westliche Partner.

Als dann aber die MECC-Geschäftsstelle in Beirut keine transparenten Abrechnungen mehr vorlegte und herauskam, dass der MECC zum einen über Jahre hin keine Sozialversicherungsbeiträge für seine Teilzeitangestellten eingezahlt hatte, zum anderen zweckbestimmte Zuweisungen für andere Zwecke verwendet hatte, zog sich ein Partner nach dem anderen zurück. Ende 2009 war der regionale Kirchenrat zahlungsunfähig und musste seine 25 Angestellten entlassen. Zurück blieb ein Schuldenberg von rund zwei Millionen US-Dollar.

Zurück blieben aber auch ein paar überzeugte Kämpfer für die nahöstliche Ökumene, darunter Habib Badr von der Nationalen Evangelischen Kirche in Beirut, Trägerkirche der Johann-Ludwig-Schneller-Schule. Zusammen mit einigen Partnern aus dem Westen setzten sie sich auf eigene Kosten in den vergangenen Jahren immer wieder zusammen, um neue, schlankere Strukturen zu erarbeiten, einen realistischen Tilgungsplan aufzustellen und klare Managementregeln mit entsprechenden Kontrollmechanismen festzulegen. Offenbar ist diese Neuaufstellung gelungen, denn seit Ende vergangenen Jahres trudeln beim MECC wieder Finanzierungszusagen aus aller Welt ein, darunter auch von Brot für die Welt/Evangelischer Entwicklungsdienst. Das deutsche Hilfswerk hat dem Kirchenrat unlängst 90.000 Euro für den Doppelhaushalt 2014/2015 bewilligt. „Wir haben die Förderung mit der Auflage versehen, dass der Konsolidierungsprozess im Management mit sichtbaren Ergebnissen vorangetrieben wird, sind aber zuversichtlich, dass der Neuanfang gelingen kann“, sagt Ilonka Boltze, die bei Brot für die Welt das Referat Naher Osten, Süd-Kaukasus, Zentralasien leitet. „Unser lokaler Berater, der auch mit anderen Partnerorganisationen in der Region an Fragen wie Management und Transparenz arbeitet, wird den MECC dabei unterstützen“, sagt Boltze.

Die nächsten zwei Jahre werden für den MECC entscheidend sein. Das sehr viel

kleinere Team muss nun zeigen, dass es verantwortlich mit den Geldern umgeht. Außerdem muss es den Kirchenrat zu einer funktionierenden ökumenischen Plattform machen, die alle nahöstlichen Kirchenleitungen an einen Tisch bringt und nach gemeinsamen Nennern sucht.

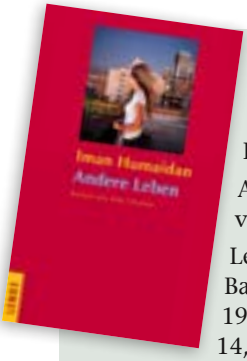
Den neuaufgestellten MECC hält auch Owe Boersma, Nahostreferent beim Evangelischen Missionswerk Deutschland (EMW), für zukunftsfähig. Boersma hat als einer der wenigen westlichen Vertreter den Kirchenrat in den vergangenen Jahren bei seinen Umstrukturierungsdiskussionen begleitet. „Als Missionswerk steht für uns die Beziehung zu den Kirchen im Nahen Osten an erster Stelle. Und die wollten wir aufrechterhalten trotz der Finanzmisere“, sagt er. „Es ist erfreulich, dass sich die 27 Mitgliedskirchen jetzt wesentlich stärker mit dem MECC identifizierten als dies bis 2009 noch der Fall war.“ Zur Tilgung des Schuldenbergs hätten die nahöstlichen Kirchen bereits 800.000 US-Dollar beigesteuert. Auch künftig wollen sie sich stärker an der Finanzierung des MECC beteiligen.

Anfang November 2014 brachte schließlich ein offizieller Bittbrief des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) in Genf das Eis zwischen dem MECC und den westlichen Geldgebern zum Schmelzen. Der MECC habe einen erstaunlichen und vielversprechenden Umstrukturierungsprozess durchlaufen und volle Transparenz zugesagt, schreibt der ÖRK-Generalsekretär Olav Fykse Tveit darin. „Die Kirchen im Nahen Osten erleben gerade schwere Zeiten. Noch nie war der MECC als ein ökumenisches und einigendes Forum so wichtig wie jetzt.“

Katja Dorothea Buck

Foto: EMS/Uwe Gräbe

Auf ihm ruhen die Hoffnungen des MECC: der neue Generalsekretär Michel Jalakh.



Iman Humaidan

Andere Leben – Roman aus dem Libanon

Aus dem Arabischen von Regina Karachouli

Lenos-Verlag, Basel 2013, 188 Seiten
19,90 Euro (gebunden)
14,99 Euro (E-Book)

Von Heimweh und Heimatlosigkeit

Auch wenn in Iman Humaidans Roman der libanesische Bürgerkrieg den Hintergrund bildet, so könnte „Andere Leben" kaum aktueller sein. Die in Beirut lebende Autorin beschreibt, was Menschen durch Emigration verlieren und was sie bei ihrer Rückkehr wiederzuerlangen hoffen. Ihre Romanheldin Myriam ist fast vierzig. Als Fünfzehnjährige musste sie mit ihren Eltern vor dem Bürgerkrieg im Libanon nach Australien fliehen. Irgendwann heiratete sie den australischen Hausarzt ihres Vaters, mit dem sie nun schon etliche Jahre in Mombasa lebt.

Als ihr elterliches Haus in Beirut verkauft werden soll, fährt Myriam zum ersten Mal wieder in den Libanon, das Land ihrer Jugend und ihrer großen Liebe Georges, der als verschollen gilt. Sie will sich erinnern. Ihre Freunde von damals aber wollen die Zeit des Bürgerkriegs und der Kriegsgräuel vergessen. Myriam merkt auf Schritt und Tritt, was der Bürgerkrieg und die Flucht ihr unwiederbringlich genommen haben. Gleichzeitig erlebt sie aber auch in der Liebesbeziehung zu Nour, einem libanesisch-stämmigen Amerikaner, wie ein neues Leben möglich ist.

Humaidan erzählt in sinnlicher Prosa libanesische Zeitgeschichte. Selten wird die Zerrissenheit einer traumatisierten Nachkriegsgeneration mit so viel Respekt dargestellt. Der Roman bekommt auf dem Hintergrund des syrischen Flüchtlingsdramas eine neue Tiefe. Wie viele Biographien und Generationen werden durch das, was in Syrien derzeit passiert, für immer geprägt? Wer sich an guter Sprache erfreut und den Nahen Osten mit dem Herzen verstehen will, dem sei dieser Roman wärmstens empfohlen.

Katja Dorothea Buck

Brot für die Welt/ Evangelischer Entwicklungsdienst (Hg.):

Kommt und seht! Reisen und Pilgern im Heiligen Land.

Orientierungen für einen fair gestalteten Tourismus in Israel und Palästina unter Berücksichtigung des Völkerrechts

Berlin 2014, 48 Seiten
kostenlos zzgl. Versand

oder als Download auf
www.Brot-fuer-die-Welt.de

Fair pilgern

Der Informationsdienst „Tourism Watch" bei Brot für die Welt möchte zusammen mit Misereor in diesem Leitfaden Anregungen geben für einen verantwortungsvollen Tourismus in Israel und Palästina. Dabei geht es vor allem um ein stärkeres Bewusstsein des höchst ungleichen

Anteils, welchen Israelis und Palästinenser am Tourismuskuchen in der Region haben. Reiseinformationen, die schon im (Unter-)Titel juristische Kategorien bemühen, gibt es wohl zu kaum einer anderen Region der Welt, in welcher Menschenrechte verletzt werden. Beim Völkerrecht aber schlägt eben das Herz der Verfasser, und es gelingt ihnen auch, in wunderbar unspektakulärer und gleichsam verständlicher Weise zum Beispiel den Unterschied zwischen Grenzen und Waffenstillstandslinien zu erklären.

Die Broschüre bemüht sich, Begegnungsmöglichkeiten sowohl auf israelischer wie auf palästinensischer Seite aufzuzeigen, wobei es sicher hilfreich gewesen wäre zu ergänzen, dass keine der vorgestellten israelischen Institutionen in irgendeiner Weise den jüdisch-israelischen Mainstream vertritt.

An einem Manko lässt sich freilich nicht vorbeiblicken. Gerade auch um Pilgerreisen soll es in dem Heft gehen. Es fällt aber leider völlig unter den Tisch, dass dieses „Kommt und seht!“ (Joh 1, 35-39) von dem jüdischen Jesus gesprochen ist, den seine Jünger als „Rabbi“ anreden und in dessen Nachfolge jeder christliche Pilger steht. Das „Heilige Land“ ist eben auch das Land, in welchem sich das jüdische Volk in neuer, selbstbewusster Weise als jüdisch geprägter Staat zusammengefunden hat. Es ist das Land, in dessen israelischem Teil man im Alltag über die jüdischen Wurzeln des Christentums womöglich mehr lernen kann als irgendwo sonst auf der Welt. Es wäre schön gewesen, man hätte neben der notwendigen völkerrechtlichen Perspektive auch darüber etwas erfahren.

Uwe Gräbe

Susan Abulhawa

Während die Welt schlief

Aus dem Amerikanischen von Stefanie Fahrner

Diana-Verlag, München 2012

432 Seiten, 9,99 Euro

Hoffnung auf Versöhnung

Ein opulentes palästinensisches Familienepos über vier Generationen hinweg – und ein echter Lesegenuss! Von 1941 bis 2002 reicht die stark autobiografisch geprägte Geschichte, die den Bogen schlägt von den Orten der Nakba im heutigen Kern-Israel über die Flüchtlingslager von Jenin und Beirut sowie das amerikanische Exil bis hin zur Rückkehr in das Blutvergießen der Al-Aksa-Intifada.

Familienerzählung und politischer Kontext verschmelzen hier miteinander im palästinensischen Narrativ, und nur manchmal erscheint es ein wenig dick aufgetragen, wenn die Protagonisten an allen zentralen Orten des palästinensischen Dramas zum jeweils rechten (und schließlich tödlichen) Zeitpunkt präsent sind.

Ein in den Wirren von 1948 geraubtes palästinensische Kind, welches als Israeli groß wird, mag eine Metapher für das geraubte Land sein; seine markante Narbe im Gesicht (im englischen Originaltitel: „The Scar of David“) ist eine Anspielung auf die Verwundungen, für die das israelische Unabhängigkeitssymbol des Davidsterns („Star of David“) eben auch steht. Am Ende jedoch wird dieses Kind zum

Hoffnungsträger für eine versöhnte Zukunft israelischer und palästinensischer Familien – zwar im amerikanischen Exil nur, aber immerhin!

Auf seiner Website weist der Diana-Verlag zwar auf sein Profil im Bereich der „modernen Frauenunterhaltung“ hin. Doch auch als Mann habe ich das Buch in einem Rutsch verschlungen!

Uwe Gräbe

Matthias Kopp

Franziskus im Heiligen Land. Päpste als Botschafter des Friedens: Paul VI., Johannes Paul II., Benedikt XVI., Franziskus

Butzon und Bercker, Kevelaer 2014

192 Seiten, 19,95 Euro

Die Nahostpolitik des Vatikan

Nein, dies ist kein Anekdotenband über die jüngste Papstreise in den Nahen Osten, wie man es nach dem mitreißenden Vortrag des Autors vor der EVS-Mitgliederversammlung im vergangenen November vielleicht erwartet hätte. Vielmehr geht es um die Reisen von vier Päpsten nach Israel, Jordanien und Palästina in den vergangenen fünfzig Jahren. Akribisch dokumentiert der Autor – der bei drei dieser Reisen in unterschiedlicher Funktion dabei war – die Reiseprogramme und fasst die wesentlichen Reden und Reaktionen der Angesprochenen zusammen.

Historisch schlüssig zeigt er die Entwicklung der vatikanischen Nahostpolitik dieses Zeitraums auf: einer Politik, die von ersten vorsichtigen Berührungen mit Juden und Muslimen in der Folge des Konzilsdokumentes „Nostra Aetate“ bis hin zum Eintreten für eine umfassende Friedenslösung auf der Basis voller gegenseitiger Anerkennung der beteiligten Konfliktparteien führt. Kopp macht keinen Hehl daraus, dass sein Herz für die von Papst Franziskus gesetzte Perspektive einer tiefgreifenden Versöhnung schlägt, welche voraussetzt, dass die schuldhaften Verstrickungen der Vergangenheit anerkannt und ausgesprochen werden. Das gilt gleichermaßen für West- und Ostkirche, Israelis und Palästinenser sowie für Christen, Juden und Muslimen.

Eingebettet sind die Ausführungen in zwei sachkundige Abhandlungen über Christen im Heiligen Land und die vatikanische Diplomatie in der Region, sowie eine Schilderung des Friedensgebets im Vatikan am Pfingstsonntag 2014, zu welchem Papst Franziskus die Präsidenten Israels und Palästinas sowie den Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel eingeladen hatte. So endet das Buch im Duktus eines Gebets, und es endet mit einem Zitat des gegenwärtigen Papstes. In anrührender Weise erklärt dieser, wie viel mehr Mut zum Frieden notwendig sei als zum Krieg. Angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen im Nahen Osten möchte man rufen: Wie wahr!

Uwe Gräbe

Briefe an die Redaktion:

Der Kontakt zu unseren Leserinnen und Lesern ist für unsere Arbeit sehr wertvoll. Wir freuen uns über jede Rückmeldung, auch wenn sie kritisch ausfällt oder eine andere Meinung als die der Redaktion widerspeigelt. Aus Platzgründen müssen wir uns Kürzungen vorbehalten.

Zu Schneller-Magazin 4/2014

Mein besonderer Dank für das aktuelle Schneller-Magazin! „Querköpfe im Nahen Osten" – ein ausgezeichneter Titel für alternative Nachrichten! Aber auch alle Artikel-Überschriften laden ein zu engagiert beteiligtem Lesen. Die Leserbrief-Früchte „Ohne Kommentar" in ihrem Gegeneinander zeigen, dass Ihr ganz auf der richtigen Linie liegt.

Prof. Dr. Johannes Lähnemann, Goslar

Zum Artikel „Ohne Kommentar", Schneller-Magazin 4/2014, S. 29

Herzlichen Dank für den Abdruck des Graffitis und den Mut, Auszüge aus den Kündigungsschreiben abzudrucken. Mögen die Informationen auch dieses klug zusammengestellten Heftes beitragen, durch mehr Wissen toleranter und lebensförderlicher zu denken und zu handeln.

Diethilde Lachmann, Bamberg

130. Jahrgang
Heft 1, März 2015

Herausgeber: Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS) in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich), Ursula Feist, Dr. Uwe Gräbe

Anschrift: Vogelsangstraße 62
70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -0
Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org
www.evs-online.org
Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: B|FACTOR GmbH
Druck: Buch- und Offsetdruckerei Paul Schürrle GmbH & Co KG, Plieningen
Auflage: 14.700

Kontaktadresse Schweizer Verein für die Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS): Pfr. Ursus Waldmeier, Rütmattstrasse 13, CH-5004 Aarau
PC Konto 30-507790-7
CH05 8148 8000 0046 6023 2
www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich. Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Englisches Schneller-Magazin online:
www.ems-online.org/en/schneller-magazine

Sie erleichtern uns die Arbeit, wenn Sie eine eventuelle Adressänderung direkt an

adresspflege@ems-online.org schicken.

Vielen Dank!

SCHNELLER

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) ist Mitglied in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -0
Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org

ems Evangelische Mission in Solidarität

Spenden für den EVS:
Evangelische Bank eG
IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10
BIC: GENODEF1EK1

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:
Evangelische Bank eG
IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37
BIC: GENODEF1EK1

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.

Wir freuen uns, wenn Sie die Arbeit der Schneller-Schulen unterstützen.

Besuchen Sie uns im Internet
www.evs-online.org

Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.
1. Mose 1, 31

EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen